

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-61815](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-61815)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

II. Jahrgang.

Freitag, den 19. September 1845.

N^o. 75.

Die Unterzeichnete hält den „Beobachter“ zu neuen Bestellungen auf das mit dem 1. Oktober beginnende vierte Quartal bestens empfohlen. Der Preis des Quartals beträgt, incl. des Postporto's, 33 Gr. Gold.

Den bisherigen Abonnenten wird das Blatt auch fernerhin regelmäßig zugesandt, und bedarf es daher von diesen keiner erneuerten Bestellung.

Die Verlagsbandlung.

Falsche Anklage.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der „Intoleranz“ überschriebene Artikel in Nr. 73. dieser Blätter wider mich gerichtet ist, obgleich ich in demselben nicht ausdrücklich genannt bin. Ich habe durchaus nicht die Absicht, mich mit einem ungenannten Ankläger in Erörterungen irgend einer Art einzulassen; eine Berichtigung dessen aber, was er fälschlich für Thatfachen ausgiebt, bin ich aus mehr als einer Rücksicht zu liefern schuldig. Daß dieselbe für zwei Personen, die früher meine Pfarrkinder waren, nur unerfreulich sein kann, bedaure ich, — kann es aber nicht ändern.

Vor etwa 6—7 Monaten zeigte mir M. in G. an, nicht — wie es in dem Artikel heißt — daß er zum h. Abendmahl gehen wollte, sondern daß er ein ihm kurz zuvor gebornes Kind den folgenden Tag taufen zu lassen wünschte. M. hatte seit langer Zeit die h. Sakramente nicht empfangen und an dem öffentlichen Gottesdienste keinen Theil genommen; und sehr oft, namentlich aber fast regelmäßig des Sonntags, hatte ich ihn gesehen, wie er, stark betrunken, aus der Stadt nach Hause taumelte. Ich benutzte die Gelegenheit, ein längeres Gespräch mit ihm anzuknüpfen, in welchem ich ihm die unseligen Folgen der Branntweinvöllerei vor Augen stellte und ihn ermahnte, sich diesem Vaster zu entziehen und ein ordentliches Leben zu beginnen. Insbesondere forderte ich ihn auf, sich für die öfterliche Zeit auf würdige Empfangung der Sakramente der Buße und des Abendmahls vorzubereiten und die Kirche in Zukunft wieder zu besuchen. Alle meine Ermahnungen wies er beharrlich in schändlicher Weise zurück, und was namentlich die h. Kommunion betrifft, so sagte er: Früher hätte ich sie ihm nicht geben wollen,

jetzt wollte er sie nicht, — auch (so fügte er noch hinzu) würde er mir das Kind nicht zur Taufe schicken, indem er lutherisch werden wollte. Da war meine Geduld zu Ende, ich hieß ihn gehen. Ungefähr eine halbe Stunde später kam er in Begleitung eines mir unbekanntes Mannes wieder, mir eine schriftliche Anzeige eines der hiesigen Herren Prediger bringend, daß er sich zum Uebertreten in die lutherische Kirche gemeldet hätte. Ohne ein Wort zu sagen stellte ich die erforderliche Bescheinigung über desfalls gemachte Anzeige aus, und Tags darnach ward das Kind des nunmehrigen Protestantens M. von dem damaligen Quartalisten getauft. Seine Frau aber ist bis jetzt nicht aus der katholischen Kirche ausgetreten, wenigstens ist mir eine desfallsige Anzeige nicht gemacht. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich dem M. das h. Abendmahl wirklich einmal verweigert habe, und zwar am Tage seiner Kopulation. Mein Grund für dieses Verfahren war der, daß M. bis dahin Jahre lang, wie notorisch ist, im Konkubinate gelebt hatte, ein Umstand, der wohl nicht geeignet war, mich zu dem Glauben zu berechtigen, daß er schon damals würdig an Gottes Tisch hätte erscheinen können.

Was den zweiten namhaft gemachten Vorfall betrifft, so habe ich Folgendes zu bemerken: Nach dem Cherechte der katholischen Kirche kann zwischen Schwager und Schwägerin keine gültige eheliche Verbindung geschlossen werden, es sei denn, daß das Hinderniß durch päpstliche Dispensation beseitigt werde. Der Katholik kann sich über diese Bestimmung hinwegsetzen; in den Augen der Kirche aber ist seine Verbindung null und nichtig, und ohne Weiteres bleibt er von den h. Sakramenten ausgeschlossen, so lange er dieselbe nicht aufgibt. Die Kirche hat ein unbedingtes Recht, nach



ihren eigenen Gesegen die Handlungen der Ihrigen zu beurtheilen, und es kann ihr nicht zugemuthet werden, eine Verbindung, die wider ihr ausdrückliches Gebot geschlossen ist, aus dem Grunde für gültig anzusehen, weil derselben protestantischer Seits kein Hinderniß im Wege stand.

Nun traf es sich, daß hier im Sommer v. J. ein verwittweter Protestant die Schwester seiner verstorbenen Frau, eine Katholikin, heirathen wollte. Die Dispense konnte nicht erlangt werden, und mir ward von meiner geistlichen Behörde ausdrücklich aufgegeben, jener anzukündigen, wie es sich von selbst versteht, daß sie von den Sakramenten ausgeschlossen sein würde, wenn und so lange sie ihren Schwager als ihren Ehemann ansehen würde, obgleich sie mit ihm von einem protestantischen Pfarrer würde getraut sein. In der diesjährigen Fastenzeit nun kam gedachter Wittwer zu mir mit der Frage: woher es käme, daß die Anna H., die ja auch, ohne dispensirt zu sein, ihren lutherischen Schwager F. geheirathet hätte, nach wie vor zum Abendmahle gehen könnte, — ob die vielleicht besondere Vorrechte besäße? Natürlich war ich genöthigt, die Sache zu untersuchen, und ich fand, daß sie mir richtig vorgestellt war. Fünf Jahre lang hatte ich nie Bedenken getragen, die Anna H. zum Abendmahle zuzulassen; ja ich habe es ihr noch in der verfloffenen Osterzeit gereicht, weil ich gutmüthig genug war, ihr zu glauben, daß sie bona fide ihre vermeintliche Ehe eingegangen wäre. Für die Zukunft aber mußte ich es ihr verweigern und mußte ihr sagen, daß sie nicht in gültiger Ehe lebte, nicht etwa, weil F. Protestant ist (das hatte ich von Anfang an gewußt und kommt hier gar nicht in Betracht), sondern weil er, was mir bis dahin unbekannt gewesen war, ihr Schwager ist und als solcher nicht ihr Ehemann sein konnte, so lange sie katholisch bleiben wollte. Kleikamp.

Zur Nachricht.

Auf den Artikel in Nr. 72. dieses Blattes, die Anfrage:

„Kann das Amt ein Kirchspielsmitglied hindern, als Gesell ein erlerntes Handwerk zu treiben?“

betreffend, — dient vorläufig zur Nachricht, daß die in demselben angeführten Thatsachen, so weit darnach das Verfahren des Amtes beurtheilt werden soll, — unwahr sind und daher gegen den Verfasser dieses in seiner Tendenz und Form beleidigenden Artikels eine gerichtliche Untersuchung amtsseitig beantragt werden wird.

Deedesdorf, 13. Sept. 1845. Dypermann.

Bemerkungen beim Turnfest

am 13. September.

Obgleich sich bei dem diesjährigen Turnfeste nicht so viel Theilnehmer eingefunden hatten, als zu erwarten stand, so kann man hieraus doch grade nicht schließen, daß sich das Interesse am Turnen verringert habe und der Nutzen dieser Uebungen nicht mehr so anerkannt werde, wie es dem Anscheine nach im vorigen Jahre geschah; vielmehr kam dies wohl theils daher, weil das Fest nicht an einem Sonntage stattfand und theils von dem schlechten Wetter; letzteres trug auch gewiß sehr viel dazu bei, daß manche Uebungen nicht so ausgeführt werden konnten, wie es vielleicht sonst geschehen wäre.

Indessen fiel doch manches auf, was gewiß nicht von der ungünstigen Witterung herrührte. So z. B. fehlte den Turnern namentlich die gehörige Ruhe. Wo ein Trupp der Schüler aufgestellt war, hörte man zu viel Geschrei und Lärmen; besonders war dies recht auffallend bei den Bewegungen, die im Ganzen ausgeführt wurden. Diese wurden mehr als ein Spiel behandelt, welches man sich zum Vergnügen wählt; es fehlte die nöthige Ordnung dabei. Auch die gute Haltung, die doch gewiß hauptsächlich durch das Turnen hervorgebracht werden soll, war wohl mangelhaft zu nennen und war es Keinem der Turner anzusehen, daß er hierauf Gewicht lege; vielmehr war die Haltung der Mehrzahl derselben von der Art, daß es ihnen im Entferntesten nicht einfallen wird, sich bei irgend einer andern Gelegenheit so nachlässig zu tragen.

Es darf gewiß nicht in Abrede gestellt werden, daß mehrere schwere und Gewandtheit erfordernde Uebungen ausgeführt wurden, indessen fehlte auch hierbei größtentheils der Anstand und die Nettigkeit; dann war es auch zu sichtbar, daß diese Uebungen Kraft und Anstrengung erforderten.

Derartige Uebungen müssen mit Anstand und Leichtigkeit ausgeführt werden, wenn sie keinen unangenehmen Eindruck auf den Zuschauer machen sollen. G.

Sängervereinigung in Ofen

am Sonntag den 14. Sept.

Bei schönem Wetter strömten heute die Menschen zu Fuß und zu Wagen gleich einer Wallfahrt nach dem eine Stunde entfernten Kisterschen Kaffehause, welches am ersten Pfingsttage dieses Jahrs bei einer eben so großen und wohl noch größern Menschenmasse (heute mochten es an 1000 sein) eingeweiht wurde, nur mit dem Unterschiede, daß damals Jeder, der ein Bedürfniß

hatte, für dessen Befriedigung selbst sorgen mußte, mochte es sein, was es wollte. Heute war jedoch Alles, was den Aufenthalt anbelangte, bequem und nett eingerichtet. Für die Sänger war ein besonderer Kreis gezogen und um diesen saßen im Halbkreis

„Die Damen in schönem Kranz.“

Nur wenige Herren waren zwischendurch zu erblicken; diese fanden sich zum Theil erst mit den Sängern ein; zum Theil waren sie aus Galanterie zu Standesherren für heute erhoben. — Links auf dem Rasen, notabene auf Stühlen, befand sich die Aristokratie, der heute jedoch keine Opposition entgegenstand, da alle Politik verschwunden war und Jeder nur dachte, mit sich selbst zufrieden:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.“

und die Opposition hält man heutiges Tages bei gewissen Leuten nicht für das Beste, trotz dem daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen sagt: „Ich liebe eine gefinnungsvolle Opposition.“ Doch genug, der vordere Raum beim Hause war mit Wagen und der hintere mit Menschen angefüllt. Es war daher nicht möglich, daß Alle so bedient werden konnten, wie es der Wirth gewiß wünschte, und Viele doch gezwungen waren, selbst an die Schenke zu gehen und sogar die Küche zu stürmen, um den Damen den lechzenden Gaiumen zu erfrischen. Hier hörte man einen schlichten Bürger „Vier Portionen Kaffee“ rufen; es kamen aber fünf: „Der damit.“ — Ein Anderer von Distinction rief: „Eine Flasche Bier“; — man muß selbst gehen, wenn man etwas haben will.“ — Darauf ein Dritter: „Eine ganze Masse Bierflaschen, oder Flaschen Bier“, wie er berichtete. Dazwischen tönte die dünne Stimme eines Marquens: „Vier enzele Portionen Koffee.“ — Dort warf ein Mann, der es im Leben nur mit Büchsen zu thun hat, heute die eben in Empfang genommenen Kaffeetassen weg, weil er es nicht gewöhnt ist, sie zu tragen, und hier wird einem andern durch das Gedränge der Kuchenteller aus der Hand gestoßen, so daß er gezwungen ist, seine Siebensachen vom Boden aufzulesen und höchstens einen „Dammich“ drauf zu setzen u. s. w. Inzwischen hatten sich die Sänger der sieben (eine fatale Zahl!) Gesangsvereine Oldenburgs eingefunden, von ihren reservirten Plätzen Besitz genommen und ihre Gesänge mit: „Das deutsche Lied“ von Kalliwoda, begonnen. Die verschiedenen Gesänge (im Freien 12), ohne Ausnahme gut executirt, dauerten bis 6 Uhr Abends. Bis dahin hatte der Himmel ruhig drein gesehen; jetzt fing es aber an zu regnen und Alles suchte nun Schutz im Hause. Doch das ging nicht so

leicht und viele mußten außerhalb sich zu schützen suchen. Ein Glück war es, daß wir keinen Besuch von Pariser Taschendieben hatten, leicht hätte dann manche Taschenuhr oder Börse ihren Herren wechseln können, so dicht gedrängt war es im Hause. Doch es blieb Alles beim Alten. — Mittlerweile wurde auf der Diele gedeckt und zugleich von einigen Sängern vor der Thüre Posto gefaßt, um den Andringenden den Eingang auf die Diele zu verwehren. Endlich, nachdem von den Festordnern die Tafeln vortrefflich arrangirt und die verschiedenen Sängerszeichen an denselben aufgepflanzt waren, nahmen wir, Sänger und Wilde, Platz, und ließen unsere Heiterkeit an den aufgetragenen Pellkartoffeln mit Häring und Schinken freien Lauf; — ländlich, sittlich. — Hin und wieder sah man auch neben dem bescheidenen Bier den edlen Rebenfaß in die Gläser sprudeln, doch vertrugen sich beide brüderlich miteinander. — Etwa 3 bis 400 Personen, ohne Unterschied der Stände, excl. — — hatten sich hier in deutscher Einigkeit und Fröhlichkeit zusammengescharrt und wir stimmten einem Sänger-Medner dort von ganzer Seele bei, wenn er hervorhob, daß man demjenigen, der vor 10 Jahren gesagt hätte, in Oldenburg tranken heute der Beamte mit seinem Schreiber, der Offizier mit dem Unteroffizier und der Meister mit seinem Gesellen in größter Eintracht „Vier aus einem Buttel“ und sangen traulich zusammen an einer Tafel, „den Mund gestopft hätte.“ — Es lebe der Fortschritt! — Der Gesang wechselte nun mit ernstern und launigen Liedern ab; zu Zeiten fallte auch ein solches, wie z. B. das der „Liedertafel“: „Dir, dir laß uns diese Lieder weihn.“ — Die Ursache lag vielleicht darin, daß man dem sonst so rüstigen „Nothkehlchen“ sein „Feuer her, Frau Wirthin, Feuer!“ so unbarmherzig gestört hatte, und das deshalb auch nicht in vollen Flammen emporsteigen konnte. Die deutsche Einigkeit, welche hierdurch auf einen Augenblick gestört war, fand jedoch einen Vermittler, dessen Rede uns an die Worte Herders in seinem „Friedensliester“, Claus von Unterwalden, erinnerte:

„Lasset nicht, daß Haß und Neid und Mißgunst
Unter euch aufkommen; oder aus ist
Euer Regiment!“ — — —

In einigen Hodeliedern zeichnete sich als erster Tenorist besonders ein Glasergeselle aus Holstein aus, und von allen vorgetragenen Liedern erhielt ein Quartett: „Die feinen Gesellen“ den Preis des Tages. — Auch aus den Teutonern — nicht von denen aus dem Teutoburger Walde, sondern aus Oldenburg — hatte ein Bassist — statt wie jene eine Keule — dieser vortrefflich ein

Stuhlbein — das heißt in Worten — zu schwingen gewußt, welches allgemeine Heiterkeit erregte. Vieles Andere wurde noch zum Besten gegeben und als endlich sie „thäten mit Gesumm summ summ im Thau die Schnäblein tunken und wurden so betrunken, als wär's ein Faß mit Rum, summ summ summ summ!“ mahnte man mit dem Abschied von Bücke — Bücke — Bücke Bückeburg — Ade! — Tra i da! an den Aufbruch (es war bereits 10 Uhr), der auch an der Spitze eines würdigen Veteranen vor sich ging. Unter leisem Regenschauer und nachdem man dem „Blutegelinstitut“ und dergleichen die gebührende Ehre erwiesen, mußte die nun bald der Deffentlichkeit preisgegebene Thorsperre noch einmal einen Ruck aushalten, und nun auf Wiedersehen!

Morig.

Bürgerversammlung.

Ueber das Resultat unserer heute stattgehabten ersten Bürgerversammlung können wir, des beschränkten Raumes wegen, nur im Lapidarstyl berichten.

Die Abschaffung der Thorsperre ist einstimmig beschlossen und der Vorschlag des Stadtmagistrats wegen Deckung des Defizit in der Stadtkasse vorläufig auf ein Jahr angenommen. In Jahresfrist soll wieder eine Bürgerversammlung stattfinden, wo dann auch wegen Abschaffung der Detroi Rath gepflogen werden soll. Es wurde hierüber auch heute schon, jedoch wie man bemerkte zu voreilig etwas vorgetragen. — Bei dieser ersten Versammlung haben wir wahrlich unsere hin und wieder in Zweifel gezogene Reife für Deffentlichkeit und Mündlichkeit an den Tag gelegt — wir zeigten eine Routine, als hätten wir unser Lebenlang nichts anders gethan als Versammlungen gehalten. — Es lebe der gesunde Sinn der Oldenburger!

17. September 1845. Der Beobachter.

W i l l e r l e i.

Die Königsberger Zeitung bringt folgende Entbindungsanzeige: Unterzeichneter Jsaak Beer, vormal's Beer Hirsch und Komp., macht bekannt, daß seine Frau, geborne Kuh, von einem gesunden Knaben entbunden worden, der den Namen Wolf erhielt. Großen Dank verdient die Hebamme Sara Geier für ihre Sorgfalt bei der Entbindung. — Diese Hebamme könnte Menagerie-Hebamme heißen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

** Nicht nur Poeten, auch die Poesie kommt mitunter auf den Hund. So lebte im vorigen Jahrhundert ein Stegreisdichter G. U. Bärmann in Berlin, der eifrig nach der Wahrheit strebte und sie, nach dem alten Sprichwort, im Weine finden wollte. Die Weinstube war sein Parnas, von dem er aber bisweilen in eine schmutzige Untiefe fiel. So redete ihn einst ein Gaudegen an:

Reime weiter,
Du Bärenhäuter!

Bärmann erwiederte sofort:

Für Dich hat meine Muse keine Flügel,
Du Schweinigel,
Du bist der ganzen Welt Spott,
Du Hundsfott.

** Laut Corsaire hat der sechsjährige Graf von Paris bereits alle Milchzähne und vier Adjutanten. Der Eine lehrt ihn, mit einem hölzernen Säbel umgehen, der Zweite, sich auf einem Schaukelpferde halten, der Dritte, kleinere Soldaten aufstellen, der Vierte, Festungen und Schanzen aus Pfefferkuchen bauen. Diese Spielerei kostet dem Staat jährlich die Kleinigkeit von 40,000 Franken.

K i r c h l i c h e s.

Vom 12. bis 18. Sept. sind in der Oldenburger Gemeinde

I. Copulirt: 77) Johann Hinrich Neumann und Anna Katharine Schellstede, Dhmstede. 78) Johann Friedrich Wagge und Helene Könze, Bloherfeld. 79) Klempnermeister Johann David Freystadt und Margarethe Sophie Wilhelmine Spaltshof, Oldenburg.

II. Getauft: 256) Sophie Therese Julie Struck, Heil. Geistthor. 257) Adolph Karl Gerhard Lohse, Oldenburg. 258) Friederike Margarethe Elisabeth Morisse, Oldenburg. 259) Martin Wilhelm von Runnen, Bloherfeld. 260) Anna Gesche Helene Remge, Dhmstede. 261) Alexandrine Adelheid Elise Röbbelen, Heil. Geistthor. 262) Auguste Emilie Johanne Berger, Oldenburg.

III. Beerdigt: 260) Anna Helene Hilgen, Eversten, 2 J. 11 M. 261)leinweber Johann Peter Gbckes, Eversten, 73 J. 4 M. 262) Johann Gerhard Rowolt, Bürgerfeld, 38 J. 263) Helene Rowolt geb. Pullmann, Bürgerfeld, 33 J. 11 M. (Nr. 262 und 263 sind in der Nacht vom 12. auf den 13. September durch Kohlendunst (kohlenfaures und Kohlenoxydgas) Scheintodt geworden und ist am 14. Sept. der Scheintodt in wirklichen Tod übergegangen). 264) Anna Regine Gerhardine Messing, Oldenburg, 38 J.

Sonntag den 21. Septbr. predigen in der Lambertikirche
Frühpredigt: Herr Candidat Eckardt. Anf. 8 Uhr.
Hauptpredigt: Herr Hülfsprediger Barelmann. " 9 1/2 "
Nachmittagspredigt: Herr Hosprediger Wallroth. " 2 "

Druck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

II. Jahrgang.

Dienstag, den 23. September 1845.

N^o 76.

Die Unterzeichnete hält den „Beobachter“ zu neuen Bestellungen auf das mit dem 1. Oktober beginnende vierte Quartal bestens empfohlen. Der Preis des Quartals beträgt, incl. des Postporto's, 33 Gr. Gold.

Den bisherigen Abonnenten wird das Blatt auch fernerhin regelmäßig zugesandt, und bedarf es daher von diesen keiner erneuerten Bestellung.

Die Verlags-Handlung.

Gottfriedchen.

Eine Dorfgeschichte von Otto Ruppikus.

Es konnte doch keinen närrischeren Kerl auf der ganzen Welt geben, als Gottfriedchen, den Gänsehirt in Wieserode. Als er fünfzehn Jahr alt war, sah er aus, als wäre er kaum zwölf, und als er zwanzig zählte, hieß er noch immer Gottfriedchen, denn er war nicht einen Viertelzoll größer geworden. Wie er da das erste Mal mit einer Pfeife im Munde auf den Tanzboden kam, gab es ein ungeheures Hallo. „Gottfriedchen hat eine Pfeife, o Je! — Gottfriedchen, du wirst krank davon — Gottfriedchen, ich will dir lieber einen Zuckerstengel kaufen!“ so fielen die Stichelreden; Weißens Kieke, die mit ihm in die Schule gegangen und schon vor zwei Jahren die stattlichste Jungfer geworden war, nahm ihm die Pfeife weg und hielt sie so hoch, daß er umsonst zwei Sprünge danach that, bis er ihr endlich, kirschbraun vor Aerger, in die Röcke fuhr und sie hell-auffschreiend ihren Raub fahren ließ. Kaum hatte er aber die Spitze wieder in den Mund gesteckt und versuchte, ob der Brand nicht ausgegangen sei, so faßte ihn auch Bachmanns Christoph unter den Armen und hielt ihn zum allgemeinen Jubel wie ein kleines Kind in die Höhe. „Eine Rarität, 's ist eine Rarität zu sehen, eine Tobackspfeife mit einem kleinen Jungen!“ Gottfriedchen strampelte mit Händen und Füßen und schimpfte ganz mörderlich; aber es half nichts, er mußte warten, bis ihn der Christoph gutwillig niederließ und er dem Hohne und Spotte entfliehen konnte. Nun setzte er sich auf die Bank hinter der Hofthür, wo ihn Niemand sah, probirte und zog an seiner Pfeife,

bis sie glücklich wieder dampfte, und ging dann durch die Hintertür ins Feld hinaus, wo er, den Rauch in die Luft blasend, alle erlittene Unbill ver-gessend, gravitatisch die Raine entlang spazierte.

Gottfriedchen war fünfundzwanzig Jahr, aber noch immer nicht größer geworden. Er hatte noch nichts anderes gethan, als die Gänse gehütet. Sein Vater war schon lange gestorben, und seine Mutter war eine arme Frau, die im Sommer für die Leute auf dem Felde arbeitete und im Winter spann. Wenn er jetzt bisweilen auf der Wiese, an eine Weide gelehnt, dasaß und an den einzeln hervor-spritzenden Barthaaren zupfte, sungen ganz eigene Betrachtungen an in ihm aufzusteigen. Seine Schulkameraden gingen alle zum Tanz, von denen hatte jeder seinen Schatz, manche waren auch schon ver-heirathet; er allein durfte es bei Keiner versuchen, — er war noch immer der Gänsejunge. Er legte sich auf den Rücken, sah in den blauen Himmel hinein und sann darüber nach, warum er nur grade so sitzen geblieben sei. Abends trieb er seine Gänse nach Hause und war keinmal zu einem Resultate gekommen. —

Gottfriedchen war dreißig Jahr und hatte nunmehr einen Bart. Er war jetzt breit und stämmig, aber nicht größer als vorher. Seine alte Mutter wurde krank und es gab deshalb nur zu leben, was ihm die mitleidigen Bauersleute an Eschwaaren Abends mit nach Hause gaben. Eines Morgens, als er wie gewöhnlich die Gänse austrieb, sahen ihm die Kinder auf der Straße verwundert nach. „Gottfriedchen flennt!“ sagte das eine; „Du, Baltheser, Gottfriedchen flennt!“ rief das andere; „Gottfried-